

NEUE-ILLUSTRIERTE-ZEITSCHRIFT

Beilage zum deutschen Bürgerblatt.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur:
Wilhelm Friedrich.

Diese illustrierte Beilage zum Deutschen Bürgerblatt erscheint wöchentlich in einem hoch Quartbogen von 8—12 Seiten. Der Jahrgang wird mit den Beilagen ca. 60 Bogen mit ca. 400 Original-Holzschnitten umfassen. In Vereinigung von Bild und Wort werden Charakteristiken interessanter Personen, Schildereien aus der Fremde und Heimath, Original-Erzählungen, humoristische Aufsätze, Sagen, Anekdoten, Woden und Rebus im Inhalte gegeben. Am Schlusse jedes Jahres wird ein Titel und Inhalts-Verzeichniß geliefert, weshalb man die Blätter aufzusammeln ersucht. — Wenn gleich selbstständig die „illustrierte Beilage“ 20 Sgr. pro Quartal kostet, so ist der Preis für die Abnehmer des „Deutschen Bürgerblattes“ nebst „illustrierter Beilage“ doch nur 17½ Sgr. bei der Expedition vierteljährlich. Bei allen Buchhandlungen und den Postanstalten des Preuss. Staats pro Quartal 26½ Sgr.

Die illustrierte Beilage kostet allein ohne das „Deutsche Bürgerblatt“ pro Quartal 20 Sgr. bei der Expedition und bei allen Preuss. Postanstalten 25 Sgr.)

Nr. 26.

Erster Band.

1847.

Schildereien aus der Heimath.

Hebel's Haus zu Hausen.

Die schönste Epoche der Menschheit ist die Geschichte jener großen Männer, die, aus armer und dunkler Herkunft, von Kindheit an gegen die niederdrückenden Fesseln einer ärmlichen Niedrigkeit anstreben, durch Muth und Begeisterung das Geschick bekämpfen und sich endlich in der Kunst oder in den Wissenschaften hohe Ehrenstellen erobern. Poeten und Gelehrten zählen uns mit begeistertem Munde die blutigen Schlachten, auf denen sich der Muth der Soldaten



Geburtshaus zu Hausen.

jene Ergebung, die nicht müde wird, jener Muth, der selbst in den zerfleischenden Klauen des Unglücks nicht bricht, jener hohen Sieg des Geistes und der moralischen Kraft, warum sollten diese hohen Tugenden nicht auch ihre Dichter und Geschichtsschreiber finden?

Hebel, der sinnigste und gemüthvollste Volksdichter der Deutschen, gehört unter diese Männer, die mit goldenen Buchstaben in jene Annalen eingeschrieben werden sollten. Die Lage, in welcher derselbe das Licht der Welt erblickte, war eine äußerst niedrige, so gut wie keine Aussicht für's Leben darbietend; seine Studien eröffneten ihm eine Laufbahn, die er mit Ehren verfolgt, seine Werke veredelt ihm Ruhm, einen geachteten und geliebten Namen.

Sein Vater war ein Leineweber, seine Mutter eine Spinnerin, beide im Sommer in Basel, im Winter in Schopfheim lebend, wo Hebel am 11. Mai 1790 geboren wurde. Ein Jahr nach seiner Geburt starb sein Vater, seine Mutter

Frau nebst dem Kinde in größtem Elende zurücklassend. Auf Verwenden erhielt der aufgeweckte Knabe unentgeltlichen Unterricht in der Schule des Dorfes, mußte aber in seinen Freistunden bald Holz im Walde zusammenlesen, bald Steine klopfen, um durch seiner Hände Arbeit seine Mutter zu unterstützen. Frühe schon zeigte sich in dem lernbegierigen Jungen ein außerordentlich fester Wille, einen Beruf zu verfolgen, den er auch zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat: er konnte sich kein glücklicheres Loos denken, als das eines Landpfarrers. Ins Jünglingsalter getreten, verlor er seine theure, geliebte Mutter. „Ihre Frömmigkeit,“ sagte er später einmal zu seinen Pfarrkindern in einer rührenden Predigt, „war für mich eine Quelle des Segens, die nie versiegte. Sie lehrte mich an Gott glauben, mich seiner Allmacht gänzlich anzuvertrauen. Die Religion und Liebe, die sie mir eingefloßt, waren mein bestes Erbtheil. Ich habe es treu gewahrt und es hat mir Glück gebracht.“

Mit der geringen Hinterlassenschaft seiner Eltern konnte er seine dringenden Wünsche, die lateinische Schule zu besuchen, nicht befriedigen. Da traten einige mitleidige Männer zusammen, ihn zu unterstützen, und Hebel konnte das Gymnasium zu Karlsruhe besuchen; er zeichnete sich daselbst, während eines vierjährigen Besuches, vorthellhaft aus, und bezog hierauf, Dank denselben hochherzigen Unterstützungen, die Universität Erlangen. Nach glücklichst vollbrachtem Examen wurde er Präceptor am Pädagogium zu Vorrach, eine Stelle, welche ihn kümmerlich ernährte, die er aber elf Jahre lang mit Eifer und Treue bekleidete. 1791 zum Subdiakon zu Karlsruhe ernannt, wurde er 1798 Professor am Gymnasium daselbst und genoß nun in ehrenvoller Stellung, von Jedermann, der mit ihm in Berührung kam, geschätzt und geliebt, die Früchte langer, schwerer Entbehrungen. Endlich gab er in den Jahren 1801 und 1802 die erste Sammlung seiner „allemanischen Gedichte“ heraus, die bei ihrem ersten Erscheinen schon nicht nur überall, in Hütte und Palast, mit Begierde gelesen, sondern auch ihren Verfasser — sie erschienen zuerst anonym — mit einem Male in die ersten Reihen der deutschen Volksdichter stellten. Einige Zeit hernach unternahm er eine Arbeit, die auf den ersten Anblick keine außerordentlichen Leistungen auf dem Felde der Literatur versprach, aus der aber bald der ihm eigene Scharfblick eine Fundgrube literarischen Wirkens schuf. Es war der „Rheinländische Hausfreund“ oder „Neue Kalender mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen,“ ein kleines Volksbuch, das gleich nach seinem Erscheinen mit Begeisterung begrüßt wurde und schon im zweiten Jahre eine Auflage von 40,000 Exemplaren erlebte. Diefem Werke folgten seine „Biblischen Geschichten,“ die wahrhafte Muster in ihrer Art sind. Als er das für das letztere Buch erhaltene Honorar bei einem Banquier, dem er es anvertraut hatte, durch Bankrott verlor und ein Freund ihm die ärgerliche Nachricht überbrachte, äußerte er: „Ich habe dieses Geld weder benutzt, noch gesehen; wie sollte ich seinen Verlust bedauern? Den Ruin des unglücklichen Banquiers allein beklage ich. Gestern noch war ich nicht reich, heute nicht arm; wohl aber erinnere ich mich noch der Zeit, wo ich recht arm war.“

Sowohl seine Vorträge, als der Eifer in seinen geistlichen Funktionen, sollte indessen nicht unbelohnt bleiben. Im Jahre 1805 war er Kirchenrath, 1806 Direktor des Lyceums, 1819 Prälat geworden. Auf einer Amtsreise starb er 1826 zu Schweisingen, allen denen, die ihn im Leben gekannt, das Andenken eines liebenswürdigen Geistes, eines edlen Herzens und das Beispiel eines exemplarischen Lebenswandels hinterlassend.

In Hausen zeigt man noch Hebel's Geburtshaus; es ist daselbe, dessen Ansicht wir heute unsern Lesern in umstehender Abbildung bringen.

Anekdote.

Der entwendete Brief.

„Ich hatte meinen Freund Bernier,“ erzählt ein geistreicher Amerikaner, Edgar Poe, in einem so eben erschienenen Reise- werke, „nach Europa begleitet. Es war mir interessant, in Gesellschaft des feingebildeten Mannes mit dem klaren, scharfsinnigen, durchdringenden Verstande, dessen Geist, was nebenbei bemerkt sei, im Laufe unseres Beisammenseins zu Paris den Urheber einer Mordthat aufgefunden hatte, den selbst die umsichtige Pariser Polizei nicht hatte entdecken können, die Reise zu machen. Wir hielten uns längere Zeit in der Hauptstadt eines Staates des Festlandes auf, dessen Namen verschwiegen bleiben muß, woselbst Bernier mit den angesehensten und höchsten Staatspersonen in freundschaftliche Verhältnisse getreten war und so auch die Bekanntschaft des Baron v. W., des Polizeidirektors, gemacht hatte. Der Letztere widmete meinem Freunde eine ganz besondere Aufmerksamkeit, und frug ihn mehr als einmal in schwierigen Fällen um Rath.“

Eines Abends lagen Bernier und ich unterm Fenster und betrachteten, den Cigarrendampf zum Himmel sendend, den Lauf der Wolken, als der Baron v. W. in unser Zimmer trat. Seine Stirne umdüsterten Wolken des Unmuths und der ängstlichen Sorge. Er setzte sich, drehte sich mehrmals auf seinem Stuhle herum; er war in einer stichlichen Verlegenheit. „Ich brach er das Stillschweigen.“

„Ich möchte,“ begann er, an meinen Freund sich wendend, „Ihren freundschaftlichen Rath in einer äußerst delikaten Angelegenheit einholen; ich habe lange damit gezögert, endlich aber bin ich gezwungen, zu Ihrer Einsicht Zuflucht zu nehmen.“

„Welche Zweifel, mein Bester,“ fragte Bernier, „haben mir die Ehre Ihres Vertrauens so lange vorenthalten? Es handelt sich doch nicht um einen Mord? In derlei Angelegenheiten mische ich mich nimmermehr.“

„Nicht entfernt. Die Sache ist an und für sich höchst einfach; aber sie ist so feiglicher Natur, es walten dabei so eigenthümliche Verhältnisse ob, daß ich mir dachte, die Mittheilung derselben werde Sie interessieren.“

„Sie reizen meine Neugierde auf Kosten unserer Freundschaft; nur ohne Umstände.“

„Erzählung ist mir ein paar Worte wert.“

„Ich würde meine Stelle verlieren, wenn ich nicht ahnen könnte, ich hätte einen Unbetheiligten ins Geheimnis gezogen. Ich wurde von Oben benachrichtigt, daß ein ungeheurer Diebstahl in den königlichen Geheimschreibern verübt worden sei. Man kennt den Dieb, denn seine Hand ist.“

„Was? Das?“

„Es ist der Natur des Documentes und lauter noch nicht davon Gebrauch gemacht.“

„Dieses unumfängliche begreift ist.“

„Sie sprechen sich Ihnen mit Umschweife.“

„So erschließt sich einer dritten Stellen anderen derzeitigen In eine erlauchte bedroht.“

„Damit Dieb voraus welchen Hände.“

„Ich will Minister des Allem fähig schicklichkeit ist ein Brief.“

Lesen eines können nach selbe geheim in ihrem To rathenste, de lassen; der selben Augen entdeckt folgt Handschrift; und erräth Tischchen nieder.

Tafelchen einen ihn neben da eine mit sich nimmt, wie.

Schreiber zu mit angesehen Seite sah ein Wort das sich nun du Ministers, f man nicht ge er im Besitz und mehr die heimen bekl das Opfer d Es ist den.

„Dieses Papier gibt nämlich seinem derzeitigen Besitzer eine unumschränkte Macht über gewisse Personen, deren Einfluß unbegrenzt ist.“

„Sie sprechen in Räthseln; wenn es Ihnen daran liegt, daß ich Ihnen mit meinem Rath beistehen soll, müssen Sie sich ohne Umschweife deutlich machen.“

„So erfahren Sie denn: daß, wenn dieses Papier zur Kenntniß einer dritten Person gelangt, es die Ehre einer sehr hochgestellten andern Person bloßstellt, und daß somit sein Besitz dem derzeitigen Inhaber des Documentes eine unbegrenzte Macht über eine erlauchte Person gibt, indem es deren Ehre und Ruhe bedroht.“

„Damit aber diese Gewalt wirklich existire, muß doch der Dieb voraussetzen können, daß die bestohlene Person wisse, in welchen Händen das Papier ist. Und wer kann dieß wagen?“

„Ich will Ihnen Alles mittheilen. Der Entwerfer ist der Minister des Innern, der Graf v. S., der, wie Sie wissen, zu Allem fähig ist, und in diesem Falle ebensoviel Frechheit als Geschicklichkeit an den Tag gelegt hat. Das fragliche Document ist ein Brief. Die Fürstin war in ihren Zimmern, gerade mit dem Lesen eines Schreibens beschäftigt, als ihr Gemahl eintrat. Sie können nach Gefagtem voraussetzen, daß es ihr daran lag, daselbe geheim zu halten. Nach einem vergeblichen Versuch, den Brief in ihrem Toiletentischchen zu verstecken, hielt sie es für's Gerathenste, denselben offen unter den andern Papieren daliegen zu lassen; der Monarch überfah ihn auch in der That. In demselben Augenblicke wird der Graf angemeldet. Sein Luchsauge entdeckt sogleich das Schreiben und erkennt auf der Stelle die Handschrift; er sieht die augenscheinliche Verlegenheit der Regentin und erräth das ganze Geheimniß. Er setzt sich in die Nähe des Tisches nieder, spricht von Staatsangelegenheiten, zieht aus seiner Tasche einen unbedeutenden Brief hervor, liest ihn und legt ihn neben das gemischte. Er fährt noch einen Augenblick mit seinem Gespräche fort, verabschiedet sich sodann und nimmt, wie aus Versehen, das letztere mit, indem er dafür sein Schreiben zurück läßt. Die Fürstin hatte den ganzen Kunstgriff mit angesehen, ohne in Gegenwart ihres Gemahls, der an ihrer Seite saß und nichts von dem ganzen Vorfalle ahnte, auch nur ein Wort dagegen einwenden zu können. Die Regentin befindet sich nun durch diesen Gaunerstreich in der Abhängigkeit des Ministers; schon hat er einige Gnadenbezeugungen verlangt, die man nicht gewähren, aber auch nicht abschlagen kann, so lange er im Besitz des Schreibens ist, und jeden Tag stellt sich mehr und mehr die Nothwendigkeit des Wiederbesitzes heraus; aber die heimen bestell sich nur mit äußerster Vorsicht und Umsicht im Gedachte das Opfer des frechen Vordiebstahls den Thatbestand hat mich.

„Es ist klar,“ antwortete Bernier, „daß dieser Brief noch in den Händen des Grafen ist und daß er davon keinen Gebrauch in nur so lange er ihn behält, sichert er ihm die

gerung hat auch mein Benehmen aber im Hotel des Ministers ne daß er er schöpfen werden

mer mit

halbwegs geschickten Polizei ohne Gefahr der Entdeckung angestellt werden.“

„Gewiß. Auch gaben mir die Gewohnheiten des Grafen einen Vortheil von Werth in die Hand. Den größten Theil der Nacht bringt er außerhalb seiner Wohnung zu. Seine Dienerschaft ist nicht groß und wohnt in einem von den Zimmern des Ministers ziemlich entfernten Theil der Behausung. Ich besitze Schlüssel, denen kein Schloß auch nur eine Sekunde widerstehen kann. Seit drei Monaten verging keine Nacht, in welcher ich nicht das ganze Haus durchsuchte. Meine Eigenliebe ist nicht wenig dabei im Spiele, auch ist mir, ich darf es Ihnen wohl gestehen, im Falle des Gelingens, keine unbedeutende Summe versprochen worden. Es ist keine Ecke, kein Winkel des Hauses, wo man ein Papier hätte aufbewahren können, den ich nicht durchsucht und verschiedene Male durchgestöbert habe. Aber ich sehe mich genöthigt, meine Nachforschungen aufzugeben, denn offen gestanden, der Dieb ist listiger als ich. Und doch ist der Brief noch in seinem Besitz, auch kann er ihn nirgends anders, als in seiner eigenen Wohnung aufbewahrt haben. Denn sowohl die Lage der Dinge bei Hofe, als die Natur der Intrigue, die der Graf angestellt, erfordern, daß er das Document bei der Hand habe, um es jeden Augenblick benützen oder vernichten zu können.“

„Vielleicht trägt er den Brief beständig bei sich.“

(Fortsetzung folgt.)

Archäologie und Kunstgeschichte.

Die ninivitischen Altarthümer im Musée de Ninive zu Paris *).

(Schluß.)

Aber auch abgesehen von der Frage über den Kunstwerth, zeigt sich bei der ägyptischen wie bei der assyrischen Kunst eine außerordentliche Aehnlichkeit der Motive. Das religiöse Prinzip spielt bei beiden die Hauptrolle, der mystische Charakter ist der einen wie der andern aufgeprägt. Selbst die Gegenstände sind häufig dieselben. Die Königswürde, so sehr sie sich der religiösen Macht unterordnen muß, erscheint in Ninive, wie in Theben, in die hohenpriesterliche gekleidet, und die Kriegsszenen, wie die Darstellungen des Privatlebens dienen in Aegypten wie in Syrien zur Verherrlichung des Monarchen. In jenen alten Zeiten bewegten sich die menschlichen Ideen in einem äußerst kleinen, enge gezogenen Kreise, dessen Mittelpunkt ein ziemlich verwirrtes und vermisches Gefühl für die Religion und die Majestät des Monarchen bildete. So ist immer entweder ein Gott oder ein König der bildliche Stoff: der Gott, der über die Menschen wacht und sie bestraft, der König, der über sie herrscht. In den Kriegsszenen der König immer Sieger; von seinem Wagen herab greift er Festungen an und zerschmettert sie; er gewinnt, den Kriegsgott an seiner Seite, die Schlachten.

Indem wir indessen diese Reste der altassyrischen Kunst mit der der Aegypter vergleichen, finden wir für die Vergleichung mit der etruskischen und griechischen ebensoviele Ausgangspunkte. Studirt man genau ihre Einzelheiten, so zeigt sich eine frappante Aehnlichkeit und Verwandtschaft, was uns, wenn wir zur näheren Erklärung dieser Erscheinung die Geschichte d. Hand

*) Siehe Nr. 25.

atet

nehmen, nicht so sehr wundern darf. Die Phönizier standen in beständiger Berührung mit den Syrern, diese hingegen wieder mit den Griechen, und so läßt sich wohl annehmen, daß, Phönizien die Priorität der Bildung zugestanden, dieses zuallererst auf das ihm zunächst liegende Land seinen Einfluß in den Künsten ausgeübt habe, daß demnach diesen beiden Ländern den entlegeneren Vorbildern geworden sein müssen.



Ein assyrischer König. (Aus den Ausgrabungen in Khorfabad.)

Am allermeisten Aehnlichkeit indessen zeigen diese Alterthümer mit der alten persischen Bildhauerkunst, welche die prachtvollen Paläste des Darius und Xerxes zu Persopolis schmückte. Diese persischen Reliefs tragen so ganz den Charakter unserer genannten assyrischen, kommen diesen so in allen Theilen gleich, daß es unzweifelhaft bleibt, daß die Perser sich an den Monumenten von Ninive, die noch bis zum fünften Jahrhundert vor Christi Geburt, zur Zeit der Dynastie Achemenides, gestanden, ihre Vorbilder geholt haben.

Was nun die vorgefundenen Gegenstände selbst betrifft, so stehen dieselben aus Reliefs, welche königliche Aufzüge, Scenen des Kriege, wie aus dem häuslichen Leben darstellen und von den damaligen assyrischen Sitten und Gebräuchen ein anschauliches Bild geben.

Wir sehen den König in Festgewändern; Eunuchen, den Rückenwärtler oder den Sonnenschirm über seinem Haupte, oder Waffenkammeranten, folgen ihm; prachtvoll gekleidete Krieger schließen sich in glänzenden Rängen an. Im Verlaufe desselben werden dem Monarchen Geschenke dargeboten: Hausgeräthschaften, Pferde, Schlangen, Bocksfell voll Gold oder Wein, kleine Bilder, Festungen, stündlich diejenigen darstellend, welche er erobert hat. Ueberall emporsteht vor unsern Blicken die stolze, übermüthige Pracht eines assyrischen Hofes.

Dort erblickt man den König auf seinem Schlachtwagen über-

erschlagene Feinde dahinfahren; sein Pfeil dringt bis an die höchsten Spitzen der Thürme seiner Gegner; Mauerbrecher, sengende Fackeln nebst allen Kriegsmaschinen sind in Thätigkeit, um die Mauern einzustößen. Diesen Scenen des Todes, der Verzweiflung und des Blutbades folgt aber wieder der Triumph mit seinen Festen und diese sind nicht weniger merkwürdig. Auf Tischen, die mit Stierköpfen und Löwenklauen verziert sind, sind die ausgezeichnetsten Gerichte aufgestellt. Die Gäste beim Königsfeste sitzen um dieselben auf Stühlen von geschnitzter Arbeit herum und trinken aus zierlichen Gläsern, deren Füße die Form von Löwenmäulern haben. Eunuchen stehen dienstbereit hinter den Eingeladenen, füllen die leeren Gefäße wieder voll oder entfernen mit dem Fliegenwedel geflügelte Insekten, welche den ungestörten Genuß der Mahlzeit beeinträchtigen könnten. Alle diese Scenen erinnern vollkommen an das, was die heilige Schrift von dem Festmahl sagt, welches Assuerus den Großen seines Reichs gab und das 40 Tage dauerte.

Aber mitten in diese Bilder aus dem innern Leben des Palastes treten ernst und imponirend in der ganzen steifen Strenge conventioneller Formen die Götter herein, die zugleich auch die Hausgäste zu sein scheinen. Bald haben sie die Gestalt eines riesigen, geflügelten Stieres mit einem Menschenkopf (s. die Abbild. eines solchen in der vorhergehenden Nr. uns. Zeitschr.), bald eines Mannes mit vier Flügeln und Hörnern auf dem Kopfe; bald verbinden sie mit der menschlichen Figur Adlersköpfe und Flügel und haben als Attribut einen Korb, das Symbol der Fruchtbarkeit. Sie sind unveränderlich an jedem Ein- und Ausgang der verschiedenen Säle angebracht, gleichsam um als Gottheiten die Zugänge zu schützen und über den Aufenthaltsort des Monarchen zu wachen.



Büste eines Kriegers. (Aus den Ausgrabungen in Khorfabad.)

Die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Scenen im Musée de Ninive gibt eine vollständige Vorstellung von dem Zustand der Kunst zu jener Zeit. Sie sind sämmtlich in einem Zustand der größten Vollkommenheit erhalten.

So ist
hügel bis
Stamm
die die
vorherigen
lösung zum
sich die erste
Neueren
von Württem
ab; denn um
diesem Gesch
ste
ano v
von Konr
den Gegen
Nach über die
„Diese ganz
st. Meine
erkun M
ahme
die

„Liebe Tante, ich glaube wirklich ein paar fremde Gesichter bemerkt zu haben, welche unserer Umgebung nicht angehören. So z. B. entdeckte ich gestern Abend, als ich vom Brunnem kam, einen wild aussehenden Menschen, der, wie es mir schien, von dem nahen Wäldchen her kam und seine Rechte drohend gegen mich erhob. Hätte ich, ohne Furcht zu verrathen, davon eilen können, so würde ich es gethan haben, allein zu meiner Beruhigung lag der wilde, reißende Bach zwischen mir und dem Fremdling und deshalb ging ich auch, als hätte ich nichts gesehen, ruhigen Schrittes nach Hause.“

„Mich erschreckt dieses Alles, ich will es offen gestehen. Wenn man berücksichtigt, welch' Unglück die Deinigen in dieser einsamen Gegend schon betroffen und wie wenig starke, getreue Arme wir zu unserer Verfügung haben, so kann man nur mit Entsetzen an das denken, was uns vielleicht sehr nahe bevorstehen mag. — Meines Erachtens wäre nichts rathsamer, als Haus und Hof der Obforge des erprobtesten Knechts zu unterstellen und so schnell wie möglich nach meinem Wohnsitz abzureisen, wo wir, Gottlob! dergleichen Gefahren nicht zu befürchten haben. Sind dann einmal Dionys und Stephan zurückgekehrt, so können wir das ferner Angemessene besprechen und verfügen.“

Die Worte der Tante und ihr Benehmen überhaupt waren so wohlwollend, daß Cydonia, obschon sie sich ungern von dem Ort ihrer Geburt und ihrer jugendlichen Freuden und Leiden, wenn auch nur auf kurze Zeit, trennte, dennoch zur Abreise einwilligte.

Wenige Tage nach diesem Entschlusse traf sie bereits mit der werthvollsten beweglichen Habe in dem Wohnsitz ihrer Tante ein.

Dieser war reizend und es fiel dem Mädchen bei dem An- und Ueberblicke desselben nichts Unangenehmes in die Augen, als daß in der Nähe Türken wohnten, welche es aus mehreren erklärlichen Gründen nicht leiden konnten.

Cydonia verlebte nach den furchtbaren Erschütterungen ihrer Seele und ihres Körpers einige ruhige Tage, welche ihr wohl thaten, und wenn die Erinnerung an die Vergangenheit und die peinliche Unsicherheit, in welcher sie in Betreff ihres Geliebten schwebte, sie in gewissen Augenblicken niederdrückten, so ging sie nach ihrem stillen Gemach, damit Niemand ihren Schmerz sähe und ihn dadurch gleichsam entheilige.

Eines Abends, ganz unerwartet, kam Stephan nach Hause. Er war, wie er sagte, in Folge seiner mit Dionys ausgeführten Streifereien über Berge und Thäler, durch Wälder und Sümpfe dermaßen ermattet, daß er sich nothwendig einige Tage Erholung gönnen müsse. Sie haben die Spur der Raubmörder bis in die Nähe der Hauptstadt verfolgt und seien mit einander übereingekommen, daß Dionys seiner dort harren solle, bis er der Mutter und Cydonia Bericht erstattet und sich von ihrem Wohlbefinden überzeugt habe. Er sei zuerst nach Kilemsa, dem frühern Wohnsitz der Lettern, hingegangen, indem er geglaubt, sie dort anzutreffen, und habe selbst Alles in Ruhe und Ordnung gefunden.

Stephan wandte nun seine angebliche Erholungszeit dazu an, seiner Cousine die Aufwartung zu machen und er strebte so unverbrossen und eifrig nach dem vorgesteckten Ziele, daß er schon nach wenigen Tagen müder Absicht, sie zu ehelichen, herausrückte und sie bat, ihn mit ihrer Hand zu beglücken. Was ihn zu einer solchen eifertigen Betreibung dieses wichtigen Geschäftes antrieb, ist nicht bekannt, aber es gewiß kein ehrenhafter Grund, denn Cydonia hatte ihn bis daher nicht durch das mindeste

sprüche zu machen oder bei ihr Gefühle voranzuführen, welche ihn zum fraglichen Schritt ermuthigen konnten. Ihr Benehmen gegen ihn war höflich und, was aus ihrer prekären Lage hervorgehen mußte, zutraulicher als früher, aber von Liebe war in demselben keine Spur zu entdecken. Im Gegentheil, wenn sie vorher heiter und offen war, so verfinsterten sich ihre Züge, sobald er den Zärtlichen spielte, eine trübe Wolke umhüllte ihre seelenvollen Augen, die Wangen erblaßten, die Lippen preßten sich fest zusammen, Stephan kam ihr widerlich, unausstehlich vor; sie mußte sich von ihm abwenden.

„Stört den kaum errungenen Frieden meines Herzens nicht, werthher Better,“ flehte sie ihn einmal an, „begehrt von mir keine Dinge, die ich niemals gewähren kann. Ich will Euch zugethan sein, wie eine gute Schwester — aber um Gotteswillen! verlangt nicht mehr — quält mich nicht mit weiter gehenden Forderungen, mein seliger Vater hat über meine Hand schon verfügt, und ich kann somit Eure Gattin nicht werden.“

„Aber wenn der Tod diese angebliche Verbindlichkeit schon gelöst hätte oder noch lösen würde? — wie dann?“

Cydonia blickte ihn unwillkürlich von der Seite an und erschrak vor seinen verzerrten Zügen. — „Auch dann nicht, lieber Better! — Marco's Tod entbindet mich meines Gelübdes nicht! Mein Herz wird ihm gehören, auch wenn das seine nicht mehr schlägt. Und eine Gattin, die Euch als solche nie lieben könnte, werdet Ihr hoffentlich auch nicht wünschen.“

„Hm, warum nicht? — Es heirathen sich viele, welche sich anfänglich nicht, vielleicht auch nicht einmal später liebten, und dennoch lebten sie verträglich und glücklich mit einander. Und ich glaube immer, so sehr Ihr jetzt das Gegentheil vorschützt, Ihr würdet mich am Ende doch lieben, ja, lieben müssen, wenn Ihr mir und dem Larethos einen Vergleich anstellt. Uebrigens, schöne Cousine, — nur noch offen gestehen, daß Liebe und Haß bei mir den höchsten Punkt nur noch offen gestehen, daß wenn die erste fruchtlos mich verzehren würde, der letztere dann leicht auch Euch vernichten dürfte.“

Dergleichen widrige Scenen, an denen später immer auch die Mutter Theil nahm, wiederholten sich von Tag zu Tag. Cydonia blieb mit seltener Standhaftigkeit ihrem Marco treu, aber sie befand sich in einer Höhle von Schlangen und Ungeheuern, welche sie fortwährend zischend und drohend umkreisten. Die Lage des Mädchens war entsetzlich. Von allen Seiten bedrängt und sich selbst überlassen, von ihrem Bruder und Geliebten ohne irgend welche Nachricht, unter Menschen, zu Allem fähig, zu Allem entschlossen, — wer muß nicht die Seelenstärke desselben bewundern, womit es dem Unheil trohte, um das zu thun, was es als heilige Pflicht erkannte?

Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die Bitten ihres Sohnes sowohl, als ihre eigenen Bitten und Versprechungen an dem festen Sinn des Mädchens abprallten, nahm sie ihre Zuflucht zu Schreckbildern und sagte einmal ganz unverholen:

„Du ehrvergessenes, trogiges Geschöpf, du verdienst nicht die gleiche Lust mit uns einzunathen; wenn du nicht zu schämen weißt, so will ich dich nicht mehr sehen.“

Dieer Rathfels in Nr. 25: Türken, verstellten Baumen, macht man den Bod zum G angehören, so

Cydonia und Buchdruckerei in Siegen.

nicht glauben
Standhaftigkeit
kommendes
Stephan auf

Allein
eines jener
Prüfer nicht
was Empfinden
Lust, Ränke
schienen ihr
aus nichts,
nach orientali-
scher Falsch-
um vor den
gen. Von r
den sie früh
ihr in allen
ihrer Anleit-
leicht noch z

Man
die Gemein-
für Herkom-
ter einlud.

Vasilla
legtere am
sie im Falle
allein, wie
diesem Aug-
schluß fest,
Händler zu

Die
agte eines
ster sei, den
und freier un-
Menschenfenn-
und den Prä-
daß er ihm
persönlich fer-
St. J. A. reia-
der mächtig-
Abt Br.
Gen un-
Germ. i-
der Kanzler,
vir. einführ-

nicht glauben konnte. Sie hoffte vielmehr durch ihre fortgesetzte Standhaftigkeit und ein in allem Uebrigen bescheidenes, zuvorkommendes Benehmen die erzürnte Tante zu entwaffnen und den Stephan auf andere, vernünftige Gesinnung zu führen.

Allein das Hoffen der Armen war eitel. Basilis Zaletas war eines jener weiblichen Wesen, bei denen auch der nachsichtigste Prüfer nicht nur keine einzige Tugend, sondern nicht einmal etwas Empfehlenswerthes herauszufinden vermag — sie war voll List, Ränke, Geiz und Habsucht; um ihre Zwecke zu erreichen, schienen ihr keine Mittel zu schlecht — sie fürchtete nichts, durchaus nichts, als das Mißlingen. Nebenbei waren alle ihre Laster nach orientalischem Maßstabe ausgeprägt und es bedurfte griechischer Falschheit und eines schönen, einnehmenden Körperbaues, um vor den Augen der Menschen so viele Verbrechen zu verbergen. Von mehreren Kindern, welche sie mit einem Manne erzeugte, den sie frühzeitig ins Grab beförderte, lebte nur noch Stephan, ihr in allen Lastern ähnlich, und darum auch ihr Idol. Unter ihrer Anleitung wurde er zum Wüstling, zum Räuber und vielleicht noch zu mehr, als diesem Allem.

Man muß sich sonach nicht wundern, wenn der alte Guras die Gemeinschaft mit diesen Beiden floh und nur aus Achtung für Herkommen und Gebrauch sie zum Hochzeitsfest seiner Tochter einlud.

Basilis, im Einverständniß mit ihrem Sohne, glaubte, diese letztere am sichersten durch die Drohung zu beugen, man werde sie im Falle der Widerseßlichkeit an einen Muselman verhandeln; allein, wie schon angedeutet, dieses Schreckmittel wirkte nicht. Von diesem Augenblick an stand bei der Unholdin wirklich der Entschluß fest, das arme Mädchen um schweres Geld einem Sklavenhändler zu überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Historische Anekdote.

Die drei Minister Heinrichs IV. Der spanische Gesandte sagte eines Tages Heinrich IV. von Frankreich, wer derjenige seiner Minister sei, den er am meisten achte, um mit demselben vertrauter umgehen und freier unterhandeln zu können? Dieser ausgezeichnete Fürst und Menschenkenner ließ sogleich seinen Kanzler, den Herrn von Villeroi, und den Präsidenten Jeannin holen, und sagte zu dem Gesandten, daß er ihm augenblicklich selbst Gelegenheit geben wolle, dieselben persönlich kennen zu lernen. Der Kanzler kommt zuerst an. Der Gesandte zeigt ihm einige Risse an der Decke seines Zimmers. „Herr der mächtigen Hände droht mit Einsturze; ich darin nicht sicher genug; woher? —“ „Gehen und mich entweder nach Fontainebleau oder nach St. Germain; was sagen Sie dazu?“ — „Sire,“ antwortete der Kanzler, „Sie können nicht klüger handeln: dieses Gebäude wird einstürzen; Eure Majestät können wahrlich nicht länger darin wohnen.“ — „Gehen Sie!“ — „Sire,“ antwortete der Präsident Jeannin, „dieses Gebäude wird einstürzen; Eure Majestät können wahrlich nicht länger darin wohnen.“ — „Gehen Sie!“ — „Sire,“ antwortete der Kanzler, „Sie können nicht klüger handeln: dieses Gebäude wird einstürzen; Eure Majestät können wahrlich nicht länger darin wohnen.“ — „Gehen Sie!“

mit der größten Aufmerksamkeit. „Sire,“ antwortete dieser brave Mann, „ich sehe da Nichts, was Sie nur im geringsten beunruhigen könnte oder sollte; dieses Gebäude ist sehr gut; es wird länger halten als Eure Majestät.“ — Nachdem diese drei, an Charakter so verschiedene Herren wieder fort waren, sagte der König zu dem Gesandten: „Sie kennen nun meine drei Minister; der liebe Kanzler sagt mir Alles, was ich will; der gute Villeroi sagt mir gar Nichts; der brave Jeannin sagt mir, was er denkt, und er denkt immer recht.“

Ein lustiger, durch seine Schwänke nicht ungern am Hofe gelittener Offizier fiel auf eine Zeitlang in die Ungnade des Landesherrn und wurde nach einem kleinen Landstädtchen, wo eine Compagnie Invaliden lag, verwiesen. Von der größten Weile geplagt, versammelt er eines Tages die zahlreich dort wohnenden jüdischen Männer und Jünglinge, hält einen großen Brief mit einem großen Siegel in der Hand, und erklärt den gespannt Harrenden: er habe eben Befehl aus der Hauptstadt bekommen, einen tüchtigen Spion auszumitteln, welcher das schon bis Frankfurt vorgerückte Heer der französischen Freiheits-Männer auskundschaftete und sichern Bescheid über dessen Stärke und Einrichtung zurückschickte; da nun die Juden bekanntlich die pfiffigsten Leute der Welt wären, so habe er dem hohen Befehle am besten nachzukommen geglaubt, wenn er den Spion aus ihrer Mitte nähme. Es möge deshalb der, welcher sich für den pfiffigsten halte, freiwillig hervortreten, oder sie möchten sämmtlich den passendsten bezeichnen; doch müsse er ihnen bemerkllich machen, daß mit der Sendung auch große Gefahr verbunden sei, indem man Spione, welche sich ertappen ließen, sogleich an dem ersten besten Baume aufhänge. — Ein Freiwilliger fand sich nicht, es nur ein allgemeines Lamento und ver- und stätt Geschrei. Da hieß er sie sich Mann an Mann in eine Linie stellen, und sagte: „da ihr mir keinen bezeichnet, so muß ich, auf mein Auge und gutes Glück bauend, einen herausgreifen.“ Er ging nun drei Mal an ihnen hinauf und herunter, und die, in deren Nähe er sich befand, wichen immer zurück und bogen den Kopf, so daß die Linie in stetem Schwanken war. Endlich griff er einen vor der Brust und zog ihn mit den Worten: „du sollst es sein!“ vor. Der Jude fällt auf die Kniee und ruft in der Angst: „Zuschement der Tummelschte, Ihr Gnaden.“ Dieser Schwank soll den Landesherrn so ergötzt haben, daß er den in Ungnade Gefallenen zurückrief.

Ein Gerber aus Thüringen, wo es überall gutes Bier gibt, bereiste, des Falhandels wegen, das Eichsfeld, und kehrte in einer Dorfschenke ein. Der Wirth setzt, nachdem er angenippt und „Pro“ gesagt hat, seinem Gast einen Krug des sonst schon schlechten, mal aber ganz verdorbenen Bier's vor. Es entspinnt sich fol Gespräch:

Gerber. Guter Freund! wovon braut das Bier?

Wirth. Kuriose Frage, von Malz und Gerste. Der Gast wundert, fragt er: Wovon braut das Bier?

G. Von Knutenkabe (Abfall von den Flachs) und Weidenblättern.

W. Herr Zemie! wie schmeckt denn das Bier?

G. Gerade wie dieses.

Beobachtungen gelegentlich der Ausstellung des rheinischen Kunstvereins zu Stuttgart.



Der Radikale.

„Gott im Himmel, wie viel verschmierte Leinwand! Wie viele Hemden für's Volk hätte das gegeben?“



Die Kunstzöglinge.

Erster: Freundchen, du machst rasende Fortschritte.

Zweiter: Sagt' ich dir's nicht, wenn ich mich einmal auf's Portrait werfe, wird die Welt erstaunen. Verschaff' mir nur irgend eine Prinzessin oder Gräfin zum Malen, und ich stürze den Stilet.

Dritter: Das werde ich dir, mein Lieber.

(Schluß folgt.)

Bunte s.

Er denn bittig. Ein amerikanischer Fuhrmann kam auf der Straße. „Geda!“ fragte der erste, „deinem Wägelchen?“ — „Kräuter und Arznei.“ — „Gut,“ sagte der erste, „dann kannst du mich führen Leichensteine.“

Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchh.

Wertvolles Geschenk. Die Königin von England sandte kürzlich der schwedischen Sängerin Jenny Lind nach dem ersten Akte der Nachtwandlerin, in der sie zu London auftrat, eine prachtvolle, bei den Herren Storber und Mortimer angefertigte — Nachtigall. Der Körper derselben besteht aus purem Golde, Diamanten bilden die Augen, Rubinen den Schnabel und Smaragden die Füße. Jenny Lind erschien im zweiten Akt mit dem Schmuck in den Haaren.

Grecher Diebstahl. In der Rosstraße zu Berlin hat ein Fleischwaarenhändler ein neues Lokal eingerichtet, in welchem sich viele Vorräthe befanden. Dieß und seine Abwesenheit auf einer Reise nach Stettin mußten einige verwagene Diebe erfahren haben. Sie durchschnitten eine Eisenstange vor dem einen Kellerfenster und verschafften sich solchergestalt den Eingang. Die Frau des Eigenthümers hörte Geräusch, zündete Licht an und war muthig genug, sich nach dem Kellerraum zu begeben. Von dort waren die Diebe mit ihrer Beute zwar bereits verschwunden, dagegen erfolgte sogleich bei dem Eintritt der unglücklichen Frau eine fürchterliche Explosion, in Folge deren die Scheiben der Kellerfenster sprangen: der ganze Raum stand sofort in hellen Flammen und die Frau stürzte mit gräßlichem Jammergeschrei, am ganzen Leibe brennend, auf den Hof. Obgleich es etwa zwei Uhr Morgens war, weckte doch ihr Geschrei einige Nachbarn, welche aus den Fenstern herab Wasser auf die Brennende gossen und so die Flammen löschten, während sie in Todesangst rief, daß man nur erst ihr Kind und ihre Mutter retten möge. Diese, welche neben dem Keller schliefen, sind gerettet und unversehrt geblieben, die arme Frau dagegen ist fürchterlich zugerichtet und noch fortwährend in Lebensgefahr. Das Unglück ist ohne Zweifel nur dadurch entstanden, daß die Diebe, um den Schauplatz ihres Verbrechens gehörig übersehen zu können, die zuzünden, die Einrichtung benutzten, um das Gas an nur ausgeblasen, nicht aber der Hahn, der die Gasleitung von der Gaseinrichtung die größte Vorsicht zu widmen und durch einfache Schließapparate Vorkehrungen zu treffen, daß sie nicht willkürlich geöffnet werden können.

Bilder-Räthsel.



Hesse mo